

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 11 (1921)  
**Heft:** 31  
  
**Artikel:** Mensch und Tier [Fortsetzung]  
**Autor:** Volmar, F.A.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643187>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Druckleitung unterirdisch geführt werden und nach demselben Motiv wie bei Guttannen gegliedert sein. Für die Zentrale liegen die Verhältnisse ungleich viel besser vor als dort, weil hier nach jeder Richtung hinlänglich Raum zur rationellsten Anordnung gegeben ist. Als zweckmäßigste Disposition wird folgende angegeben: Das Maschinenhaus wird parallel zum Gang gestellt, und zwar nur soweit von dessen Fuß entfernt, als die Platzierung der Turbinenabläufe und die Durchleitung des Unterwasserkanals dies erfordern. Das Schalt- und Transformatorengebäude liegt parallel zum Maschinenhaus und ist mit diesem nur durch die unterirdischen Kabelkanäle verbunden. Die Ausleitung der Hochspannungsleitungen erfolgt gegen Westen direkt auf die von Guttannen herkommende Fernleitung zu. Der offene Unterwasserkanal wird nördlich um das Zentralenplanum herum und dann geradlinig gegen Westen in die Maare geführt. Die Zufahrtsstraße folgt dem linken Ufer dieses Kanals. Das Zufahrtsgeleise mündet auf den südlichen Teil des Zentralenplanums, wo auch das Werkstättengebäude platziert ist. An Dimensionen werden erhalten: Maschinenhaal 90×11 m, Schalt- und Transformatorengebäude 100,60×40 m, Höhe bis Kniestock 18 m, Werkstätten 37,6×17,6 m. Dazu kommen Wohnhäuser für das Dienstpersonal längs der Zufahrtsstraße zwischen Zentrale und Bahn zu stehen. Was bezüglich Stil und Heimatschutz schon bei Guttannen gesagt ist, gilt in nicht minderem Maße auch hier. (Schluß folgt.)

## Mensch und Tier.

Eine Plauderei von F. A. Bolmar.

### II.

Man hält sich über den Blutdurst einzelner Hunderrassen auf und pflegt von ihnen als von Bestien zu sprechen; man vergißt aber die enge Verwandtschaft zwischen Wolf und Hund. Uebrigens denke der Mensch mal über seine eigene Moral, nur im Verkehr mit Tieren, nach. Zell sagt: „Beißt ein Hund ein Duzend Ratten tot, so ist das herrlich, je mehr, desto besser. Der Mensch wäre gar nicht damit zufrieden, wenn der Hund nur eine Ratte tötete und zu verzehren beäunne. Paßt aber der künstlich durch den Menschen zum Massenmörder gezüchtete Hund einen andern Nager, ein feinem Herrn gehöriges Kaninchen, dann gibt es Schläge, weil er ein Verbrechen begangen hat.“

Gleich verhält es sich bei den Raken, denen man zumutet, nur Mäuse, keinesfalls aber Vögel zu fangen. Da wir gerade bei den Raken sind, sei versucht, die angeblichen unmoralischen Handlungen dieser Tiere zu erklären, was Zell vergessen oder für unnötig befunden hat. Man wirft den Raken Falschheit vor, was wir für eine Verleumdung halten. Auch die Raken kennen die Menschen, wie der Hund seinen Herrn. Nähert sich eine fremde Person, so kann es geschehen, daß die Rake, wenn gerade kein Entfliehen mehr möglich ist, sich lösen läßt, dem Fremdling aber plötzlich einen Stieb versetzt und davonrennt. Sie wird aber auch ihren Freund — Herr kann man bei Raken nicht sagen — kraken oder heißen, wenn er ihr etwas zuleide getan hat, mag seither auch geraume Zeit verfloßen sein. Dieses Moment wird eben zu wenig beachtet. Ferner dulden es die meisten Raken nicht, daß man sie längere Zeit an den Hinterfüßen hält, was sie an den Vorderfüßen meistens schon eher geschehen lassen. Aber, sagt man, sie kraken ihre Freunde manchmal gerade mitten in den größten Zärtlichkeitsbezeugungen. Das stimmt. Wir haben bei Rakern beobachtet, daß der Krakreflex, der besonders bei ihnen beim Krauen an der Kehle und im Nacken, vor allem aber beim Streicheln über den Rücken einsetzt, bei andauerndem Krauen und Streicheln sich verstärkt und zwar, wenn das Tier besonders gut gelaunt ist, derart, daß es aufsteht und an Ort geht, wie man es im Turnen tut. Kost man es noch

weiter, so wird das Tier in seinen Zärtlichkeiten geradezu stürmisch; es überstürzt sich fast im Spinnen, steht auf, legt sich nieder, dreht und windet sich und wird schließlich in seiner freudigen Erregung, sozusagen vor Wollust, schnell und kurz kraken oder heißen. Solche Zärtlichkeiten kommen auch bei den Menschen vor. In der indischen Liebe gelten Bisse und Nagelbisse mehr als Küsse.

Das grausame Spiel mit gefangenen Mäusen ist vielleicht als Ersatz für verminderte Jagdgelegenheit infolge der Domestikation zu erklären. Viele Menschen glauben allein vom Verhalten in der Gefangenschaft, also in einem unnatürlichen Zustand, in den sie zu versetzen sie die Grausamkeit haben, auf das Wesen wilder Tiere schließen zu können.

Der Blutdurst mancher Tiere ist im Naturganzen ganz zweckmäßig und zudem — da ja doch der Mensch in seiner Beurteilung der Moral in der Tierwelt nicht selten von seinem Nützlichkeitsstandpunkt ausgeht — für den Menschen sehr verdienstlich. Man hat Lämmergeier, Adler und Wolf als Nerzte des Wildes bezeichnet, da sie die Verbreitung der Seuchen unter diesem durch Fressen der von der Seuche befallenen und daher schwächer gewordenen Tiere verhindern. Durch den Blutdurst der Raubtiere wird die Entstehung der Pest, deren Verbreiter die in trockenen Sommern stark sich vermehrenden Mäuse und Ratten sind, ebenfalls verhindert. Dies nur einige der Beweise, die Zell bringt. Abgesehen davon, daß, wie schon gesagt, der Mensch den Massenmord auch unter seinesgleichen, oft mit Wollust und gar im Namen der Religion betreibt, braucht man nur an die großen Herren zu erinnern, die sich das Wild vor das Gewehr treiben lassen, um es zu Hunderten niederzufallen, einzig zum Vergnügen und um die Wände ihres Heims mit Trophäen zu bedecken. So viel man weiß, hat eine Tierart eine andere noch nicht vollständig ausgerottet, der Mensch aber hat durch seine Massenmorde schon viele Menschengewölke und Tierarten zum endgültigen Verschwinden gebracht.

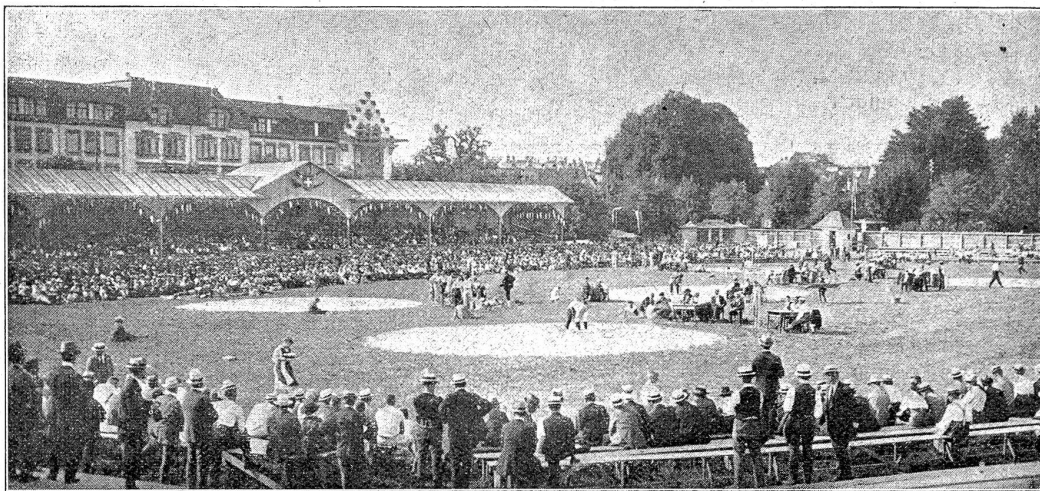
Otto Julius Bierbaum hätte für seine Beschreibung des Lebens, der Taten und Meinungen eines Wollustlings sich eines andern Namens, als Prinz Rudud bedienen sollen. Der Rudud ist kein Lebemann, so sehr er als solcher verschrien ist. Nach Zell kann der Rudud seine Jungen darum nicht füttern, weil diese die haarigen Raupen, die seine Nahrung bilden und die zu vertilgen sein großes Verdienst ist, nicht vertragen, er aber zum Fangen anderer Insekten, zum Hüpfen, Gehen und Klettern zu schwerfällig ist.

Viel Aufhebens machen die Menschen von ihrer Mutterliebe. Ihre Beherrschung scheint in dem Maße zu steigen, wie die Behandlung der Kinder im allgemeinen zu wünschen übrig läßt. Von Rabeneltern kann man nicht reden, denn die Raben sind wie alle Vögel ausgezeichnete Eltern; sie vertreiben nur wie alle Tiere und wie auch Naturvölker ihre ausgewachsenen Jungen. Daß noch längst nicht ausgewachsene Menschenkinder nicht nur von seiten roher Unternehmer, sondern auch von seiten der Eltern nicht mißhandelt, ausgebeutet und verstoßen werden, dafür sind gesetzliche Bestimmungen und Schutzvereine nötig. Man vergißt, daß auch bei Tieren die Mutterliebe der unglaublichsten Opfer fähig ist, daß die erschütterndsten Handlungen menschlicher Mutterliebe oft rein instinktmäßig geschehen — was ihr keinen Abbruch tut — daß aber daneben, trotz der Seele, der sich die Menschen rühmen, häufig eine verstandene Liebe für das Kind infolge einer förmlichen seelischen Stumpfheit oder Blindheit fehlt.

Sier ein Zeitungsausschnitt vom Monat Juni dieses Jahres:

In einem Hause in Hohenfelde hatte sich die Rake auf dem Heuboden am Dach ein Lager eingerichtet. Ein Meter höher am Dachsparren befand sich ein Starenest mit vier Jungen. Durch irgendeinen Umstand ging das Nest eines Tages entzwei und die vier Jungen fielen hinunter in das

Käzengager. Die Käze beschmückte die Vögel und beleckte sie, und die kleinen Stare kuschelten sich behaglich in das warme Käzengell. Wenn nun die Starenmutter kommt, um ihre Jungen zu füttern, klettern die Kleinen oben auf die liegende Käze und empfangen ihr Futter. Auch die Starenmutter wird von der Käze nicht im geringsten behelligt. Kommt es mal vor, daß einer der kleinen Stare aus dem Lager purzelt, so sucht die Käze durch ganz behutsames Anfassen mit den Vorderpfoten und beständiges Miauen das Vögelchen wieder ins Lager zu bugfieren, wobei ihr aber meistens die Frau des Hauses behilflich sein muß.

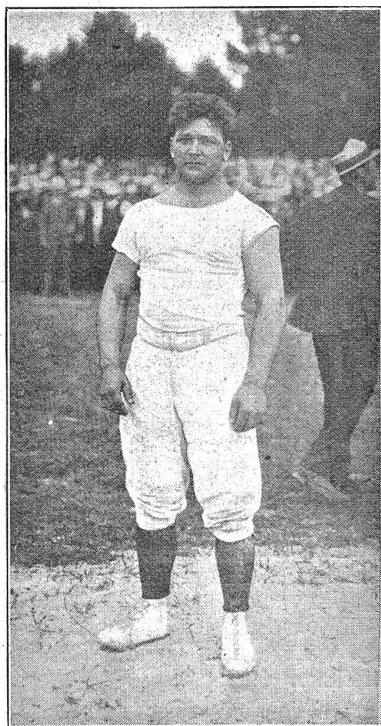


Vom Eidg. Schwing- und Aelplerfest in Bern (30. u. 31. Juli 1921). — Der Schwingplatz. Phot. Deyhle.

## Von den schweizerischen Nationalspielen.

Zum eidg. Schwing- und Aelplerfest in Bern  
30. und 31. Juli 1921.

Gar viele Feste brachte der heurige krisenreiche Sommer. Man ist darob im Volke festmüde geworden und kann dies hören wo und wann man will. Und trotzdem sah das eidgenössische Schwing- und Aelplerfest vom letzten Samstag und Sonntag, nach zehnjährigem Unterbruch, eine gewaltige Besuchermenge. Überall herrschte starkes Gedränge, draußen auf dem Schwingplatz, auf der Almend bei den



Vom Eidg. Schwing- und Aelplerfest in Bern: Der neue Schwingkönig Robert Roth (Bürgerturnverein Bern). Phot. Jansky & Bonafini.

Hornussern, beim Wettjodeln und der Aelplerfäsi im Kasino, dem Volksfest im Kornhauskeller. Liegt darin nicht ein Widerspruch? Wir glauben nicht. Die Schwing- und

Aelplerfeste sind nun einmal etwas urwüchsig Schweizerisches, etwas, das auf unserem Boden gewachsen ist, das nur bei uns gedeiht, das nicht vom Auslande kopiert wurde. Sie bergen schweizerische Eigenart, Kraft, Behendigkeit, atmen herzerfreuende Bodenständigkeit. Darum liebt sie das Volk mit einem wohlberechtigten Nationalstolz. Wo immer ein Schwing- oder Hornusserrfest abgehalten wird, da will und muß es dabei sein. Mit Kennermiene werden die einzelnen Gänge verfolgt, besprochen, bewertet. Wer dies am Feste zu beobachten Gelegenheit hatte, der freute sich dieses allgemeinen Interesses.

Die größte Attraktion bildete natürlich der Schwingplatz. Nicht rohe Kraft kämpfte da gegen rohe Kraft. Es mag eine Zeit gegeben haben, wo die Kraft und nur die Kraft imponierte und triumphierte. Gottlob ist es heute anders. Vernünftige Schwingerregeln, vernünftige Notengebung, die oft den Unterlegenen ebenso gut bewertet wie den Sieger, haben Remedur geschaffen, vielleicht in Verbindung mit dem Eingreifen der Turner in den Wettkampf. Ruhiges, besonnenes Arbeiten, schöne Schwingen, Kraft, gepaart mit Behendigkeit, das war es, was man fast durchwegs zu sehen bekam.

Zunächst war das Schwingen unzweifelhaft ein Wettkampf der Sennen, wurde zuerst auf den Bergen von den Aelplern des Berner Oberlandes, des Emmentals, der Inner- und Nantons Graubünden, geübt. An den uralten Aelplerfesten maß man sich, stellte fest, wer der Stärkste sei. Dem Schwingen folgte ein fröhlicher „Bergdorfer“ mit Tanz und Gesang. Wie ideal waren doch diese Wettkämpfe im duftenden Alpengras! Die Emmentaler trafen sich auf der Lüderer, drinnen im Trub, im heimeligen Schangau, im Eggwil. Abwechselnd maß man sich mit den Entlebuchern in einer emmentalischen oder entlebuchischen Ortschaft. Trefflich erzählt Stalder in seinen „Fragmente über das Entlebuch“, erschienen 1797, von diesen Wettkämpfen zwischen Emmentalern und Entlebuchern, und schildert die große Spannung, die jeweils die Gänge der Besten der beiden Talschaften fanden. Die Grindelwaldner und die Lauterbrunner trafen sich auf der Intramenalp (auf der kleinen Scheidegg), die Grindelwaldner und die Oberhasler auf der großen Scheidegg, die Frutiger, Simmentaler und Adelsboden auf dem Kenggli, einer Alp zwischen Saxeten und Aeschi, am Fuße von Schwalmerten und Morgenberghorn, die Oberhasler und Unterwaldner jeweils im August auf dem Brünig zu dem berühmten „Stadtdorfer“. Seit undenklichen Zeiten hielten die Inner- und Nantons Graubündner auf dem Rigi ihr Aelplerfest, verbunden mit einem „Hosenlupf“, ab, wo neben dem Schwingen auch das Steinstoßen, das Alphornblasen, das Fahnen- und Schwingen, geübt wurden. In Graubünden